

hatte den Schuß gehört und zwar ganz richtig. Ich mußte ihn nun weglocken, weg von der Stelle wo der Rehbock liegt, der auf meinen Schuß im Feuer zusammenbrach. Das ist mir gelungen, aber ich mußte mit Friedrich patrouillieren, um die Wildbilde abzufangen! Hahaha! Endlich mußten wir aber nachhause, wir beide bebten vor Kälte. Ich bin mir froh, daß er nicht gemerxt, wie ich ihn an der Nase herumnährte. Jetzt wird er schlafen wie ein Nag und ich kann den Bock in Sicherheit bringen. — Hat Stiebig meine neue Büchse nicht noch zurückgebracht?"

"Nein!" antwortete die Frau, indem sie das schreiende Kind zu beruhigen suchte.

"Der Schlingel wird es doch nicht etwa beschädigt haben?" fuhr Fißler auf. "Eigentlich wollte er den Rehbock schießen, der aus Erhardt's Revier herüber wechselte, und das wäre mir lieber gewesen — aber Waise Stiebig ließ sich nicht sehen, und mir lief der Bock gerade vor die Büchse. Jetzt muß ich fort und ihn holen, sonst schneiden ihn die Füße an. Wäre mit dem Friedrich etwas zu machen, so wäre es etwas anderes — aber, wie gesagt, ich traue ihm nicht!"

"Und mich willst Du schon wieder allein lassen?" fragte Klara.

"Weshalb hast Du einen Jäger gehirrt?" Jägerfrauen müssen sehr oft allein bleiben, das geht nicht anders, und ich muß vor Tagesbruch an Ort und Stelle sein." Mit diesen Worten ging der jährlche Gatte schnellen Schrittes davon.

Das Bild fand er auch unversehrt auf dem Plage, wo es verendet, im hinteren Unterholz. Es war ein stattliches Thier mit selten schönem Gefähr.

"Ich möchte nur wissen, wo der Stiebig bleibt?" dachte Fißler und ließ durch die weidende Nacht prüfend den Blick über die Höhe streifen, auf welcher sich die verlassensten Steinbrücke befanden. Dort gewahrte er allerdings den Stiebig, aber er kam nicht näher, seine Figur verschwand, tauchte wieder auf, bewegte sich hin und her.

"Was mag er nur thun?" überlegte Fißler. Er sah ein Weibchen dem Treiben des Stiebig zu, als aber unterdeß die Sonne emporstieg, wurde er ungeduldig, legte die Hände an den Mund, um den Schall zusammen zu halten und rief ein kurzes "Huphup!" nach der Gegend hin, wo Stiebig so räthselhafte Bewegungen machte.

Diefer aber, der den Jäger aus vernommen, kam alsobald von der Höhe herab auf Fißler zu.

"Wo feden Sie denn?" fragte dieser etwas unwillig. "Jetzt bleiben Sie hier bei dem Rehbock, so lange bis ich wieder komme. Aber zum Kuckuck! wo haben Sie denn mein Gewehr?"

"Ich ließ es zuhause!" log dieser. "Wollte mich nicht damit tragen — sonst — man kann ja nicht wissen — Wersicht ist zu allen Dingen nutz — der neue Hilfsaufseher — der Friedrich möchte etwas merken — er sah sich das Gewehr bei Ihnen im Hause so verächtlich genau an."

"So, so! Zu traue ich dem allerdings nicht," gab Fißler zu. "Jetzt sind wir sicher vor ihm. Er liegt in süßer Ruhe, denn wir haben zusammen bis zwei Uhr Posten gestanden."

"Wegen der Wildbilde?" fragte Stiebig spottend.

"Wegen der Wildbilde!" bestätigte Fißler ebenso, und eilte fort nach Bachhausen zu, denn er hielt es für gerathen, mit der Anzeiger den Friedrich zuvor zu kommen.

Fißler hatte sich gut vorbereitet, in welcher Art und Weise er rapportiren wollte, und trat leidend und außer Athem in das Arbeitszimmer des Oberförsters, der, am Schreibtische sitzend, seiner ältesten Tochter Hedwig Papiere zur Abschrift übergab.

"Was führt Sie denn so früh schon zu mir?" fragte er den Hilfsaufseher nach genehmigter Begrüßung.

"Wildbilde!" stöhnte dieser, "Wildbilde!"

Dieses jeden Jäger elektrisirende Wort durchsuchte auch den Oberförster.

"Haben Sie sie gefaßt?" fragte er hastig.

"Nein nein!" — aber doch beinahe — wie man will." So sprechend zog er sein Taschenbuch und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. "Verzeihen Sie! ich bin zu rasch gelaufen — im Dienstleister..."

"Verzählen Sie sich und dann erzählen Sie mir die Sache genau!" sprach Rudorf.

"Es sind in der letzten Zeit verdächtige Schüsse gefallen!" begann Fißler.

"Neber! das weiß ich wohl und beunruhigt deshalb einen zweiten Postaufseher."

"Gestern abend fiel wieder ein Schuß!"

"Wann war das?"

"Es war bei einbrechender Dämmerung. Friedrich hatte denselben auch gehört und mochte wohl glauben, einen Fang zu machen und sich ein Verdienst zu erwerben. Damit war es nun freilich nicht. Es blieb alles mäusehensill, obgleich wir beide nebst Hille bis 2 Uhr am Waldesrande uns aufstellten. Da fing aber mein junger Jäger an zu frieren — er klapperte vor Frost — und wir gingen heim. Wir aber ließ es zuhause keine Ruhe. Ich ging wieder hinaus — und richtig! ich sah, wie ein verdächtiger Mensch in den alten Steinbrücken herumjochte und endlich auch in den Wald herüber kam. Wahrscheinlich aber hatte er mich doch bemerkt, denn plötzlich wandte er sich um und ging davon. Ein Gewehr trug er allerdings nicht, aber einer von den Dieben war es sicher! Halt! dachte ich, der sucht nach dem Reh, welches sie gestern geschossen haben! — und nun fing ich an zu suchen durch Dick und Dünn, bis mich ein intensiver Geruch auf die Stelle führte, wo wirklich ein Reh lag!"

Der Oberförster hatte mit Spannung dem Berichte zugehört.

"Niederrichtig!" murmelte er, "also wohl verborben?"

"Vollständig verlorb, halb ausgelesen von den Füßen," beteuerte Fißler. "Ich komme, um Sie zu fragen, was ich damit anfangen soll? Soll ich es Ihnen zurückgeben?"

"Was soll ich denn damit thun, wenn es verborben ist? Ich möchte es in die Schußflinten eintragen und dann fiele es nur auf bei der Regierung! Wissen Sie was?" sprach er entschlossen, "lassen Sie es eingeben! so wird keine Kluderei darüber gemacht. Es ist doch nur Fallwild."

"Sehr wohl, Herr Oberförster!" sprach Fißler mit erleichtertem Herzen. Seine Darstellung, halb Wahrheit halb Dichtung, hatte keinen Verdacht erregt.

"Also ein Reh war es? kein Bock?"

"Nein!"

"Sonn! hätten Sie wenigstens das Gefähr abfügen und mir bringen können! Auch da fällt mir noch etwas ein, was uns vielleicht auf die richtige Spur der Wildbilde hinführen kann. Ist Ihnen dieses Gewehr bekannt? und plötzlich hielt ihm der Oberförster das von Friedrich konfiszierte Gewehr vor die Augen.

So groß auch Fißlers Meisterstück in der Verstellungskunst war, — jetzt wurde er doch zuhause.

Sein eigenes Gewehr! und auf welche Weise kam es in die Hände des Oberförsters? Hatte Stiebig, dem er es lieb, nicht vor einer halben Stunde gesagt, daß er es zu Hause gelassen habe?

Er nahm die Büchse flüchtig aus des Vorgesetzten Hand und betrachtete sie schweigend auf das genaue, um die nöthige Zeit zu gewinnen, eine glaubwürdige Ausrede zu ersinnen.

Stiebig hatte ihn belogen, das war gewiß, aber damit war noch nicht die Thatfache erklärt, wie es hierher gekommen.

"Das Gewehr ist mir völlig unbekannt!" sagte er endlich nach genauer Prüfung und auf die Gefahr hin, es zu verlieren, obgleich ihm der Verlust ein sehr empfindlicher gewesen wäre. Doch hier stand mehr auf dem Spiele als der Verlust der Büchse.

"Darf ich fragen, auf welche Weise Sie in den Besitz des Gewehres gekommen sind?" fragte er darauf in nachlässigem Tone den Oberförster.

"Es ist gefunden worden!" sprach dieser sehr ernst, denn Fißler's Erregung war ihm nicht entgangen.

"Gefunden? Wer hat es gefunden und wo?" entfuhr es dem Munde des Jägers in aufwallender Hast.

"Das ist vor der Hand noch mein Geheimniß!" entschied der Vorgesetzte. "Ich selbst werde die Nachforschung danach in die Hand nehmen. Nach wilden Kanichen wird zur besseren Kontrolle der Schüsse vor der Hand nicht geschossen."

Kraft ebenjo eilenden Schrittes als er gekommen, ließ Fißler zurück bis zu der Stelle, wo das gestern Abend geschossene Reh lag. Stiebig traf er dabei nicht an, wohl aber, als er Umschau hielt, ward er gewahr, daß er sich abermals in den Steinbrücken zu schaffen machte.

"Donnerwetter!" dachte Fißler. "Was hat nun der Kerl dort zu suchen? Am Ende hat er etwas geschossen und will es vor mir verbergen? Das ist ja verdächtig!"

So denkend trat auch er hinaus auf die Höhe und sah, wie eben Stiebig aus einem Steinloche hervorlugte.

das nicht auf moralischen Empfindungen, sondern auf derselben Sorgfalt, wie sie der deutsche Landwirth auf sein theures Vieh verwendet. Die Aufzucht gehören den Gauen, um sich auf dem ihnen angewiesenen Lande ein Ertragsreichthum zu schaffen. — Die Arbeit in den Kaffeepflanzungen ist keine schwere, außer an den heißesten Tagen, die Deutschen nehmen oft Frau und Kind zu Hilfe — während die Zünderkultur mehr Anstrengung erfordert.

Die oben erwähnte geistige Bevoorzugung der Paulistaen giebt sich überall fund; die Bildung, begünstigt durch viele Schulen und die berühmte juristische Fakultät in São Paulo, steht nach dortigem Maßstabe auf hoher Stufe; für Landstrassen und Brücken ist einiges gethan, die Industrie liegt zwar noch in den Windeln, aber der Ackerbau hat viel Reichthum im Lande geschaffen, die Viehzucht, besonders die Waulthierzucht ist beehmt. Am meisten übertrifft das Eisenbahnnetz, welches den nordöstlichen, etwa sechsten Theil der Provinz überzieht. Die Bahnen sind theils vom Staate, theils mit Jungsaranite desselben oder der Provinz erbaut, auch Privatunternehmlichkeiten haben sich gebildet. Die Pünktlichkeit des Dienstes und Sicherheit des Betriebs ist anerkennungswürdig (die leitenden Beamten sind Ausländer), aber die Tarife sind zu hoch, jedoch die Kaffeeporzente nur in der Schnelligkeit und Sicherheit der Beförderung einen Vortheil gegen den früheren Transport auf dem Meere. Der Waulthierzucht. Das Passagiergeld beträgt das Vierfache der deutschen Personentarife. Die Bahn von Santos geht alsbald in das Gebirge hinein und übersteigt als Dampfseilbahn auf 8 km langer Strecke den 800 m hohen Paf, wobei die aus 3 bis 4 Wagen bestehenden Züge durch vier die Strecke vertheilte stationäre Dampfmaschinen sowie durch die Kraft der herabgehenden Züge bewegt werden. Denn tritt sie in das kalte, moorige Quellgebiet des Tiete, in dessen Thale sechs Meilen abwärts die Hauptstadt São Paulo mit 30000 Einwohnern liegt; die eigentliche Stadt auf einem Hügel, vorwärts und sehr schöne öffentliche Anlagen am Fuße. Die Stadt, macht den Grundriss alter, zum Theil vornehmer Kultur, wozu die zahlreichen Kirchen und Klöster (jetzt öffentliche Anstalten) nicht wenig beitragen. Gutes Pflaster, Freibehalten überall, sowie das größte, schönste, feste Hotel des ganzen Kaiserreichs, das von dem Deutschen Herrn Schorcht aus Jena bewirthschaftete Gran Hotel. Nach etwa einstufiger Bahnhofsahrt durch Thäler, mit wenig Ackerbau, zwischen Bergen, die ihres Urwaldbestandes größtentheils beraubt waren, an vielen Biegeleien, Warmbrünnen und Kalkstein vorüber gelangte ich in die Region, wo der Kaffeecbau beginnt, bei 400 m durchschnittlicher Meereshöhe. Anfanglich ist der Bestand der einzelnen Plantagen sehr dürftig, weil hier nicht bloß die Wüthen, sondern die Bäume selbst gemeinlich durch Frost leiden, wohl auch weil hier die Kaffeekultur eine sehr alte ist, jedoch, um sie fortzubehalten zu können, das schon abgebaute Land wiederholt benutzt werden muß. Infolge dieser alten Ausnutzung ist die ganze Gegend entweder gänzlich entwaldet oder mit spärlichem Nachwuchs bepflanzt. Zum Theil gehen hier die Jacarobos wieder zur Viehzucht über.

Campinas, eine nicht unbedeutende Stadt, worin viele Deutsche wohnen, bildet den Mittelpunkt dieser alten, jetzt dem Verfall entgegengehenden Kaffeeregion. Sie weiter abwärts auf dem Hügelande zwischen Tiete und Mogy-Guaçu, desto reicher werden die Plantagen, namentlich in der Umgegend von Limeira; der Kaffeebau schreitet nun immer nördlich vor, bis an die jetzigen Endpunkte der Bahnen bei Rio Claro, Casa Branca, Piracuaaba, und soll sich noch 15 Meilen weiter fortsetzen. Dann aber hört, wie die deutschen Kolonisten sagten, gar nicht die Fähigkeit des Bodens auf — im Gegentheil, die Kreegens je noch besser, — aber die zunehmende Tieflage und daraus folgende tropische Wärme macht europäischen Arbeitern die Erziehung unmöglich. Indessen ist es vorläufig nicht erforderlich, in diesem ungünstigen Terrain Plantagen anzulegen, da das jetzt in Angriff genommene Land erst zum kleinsten Theile bebaut ist, entloste Hügelzüge barren noch der Kultur, abgesehen davon, daß, wenn Europäer die Sache in die Hand nehmen, sie durch Düngung und Abwechslung zwischen Kaffeecbau, Zuderrohr und anderen Ackerbaufrüchten den Boden auf die Dauer produktionsfähig erhalten würden. Baumwolle, Tabak, Indigo und vieles andere gedeihen hier vorzüglich, werden aber noch wenig kultivirt. Mais, Reis (nicht der Sumpfreis, sondern der aus trocknen Wäldern begonnener, zu gemeinere Bergreis selbstverständlich), selbst Pfeffer und Kroggen (letzterer unter dem Namen Montevideo) tragen das tropische Klima. Weizen wächst ebenfalls, giebt aber verdünntes, nicht exportfähiges Korn. Das für den Kaffeecbau bestimmte Land wird durch Abrennen des Waldes unter möglichster Befreiung der Stämme vorbereitet, die Pfählinge reihenweise mit 10 bis 12 Fuß Entfernung nach allen Seiten gelegt und das Land von Unkraut freigehalten. Mit 4 Jahren beginnt der Baum zu tragen, während der ersten 8 bis 10 Jahre wird zwischen die Reihen Bohnen, Mais, Kürbis gepflanzt; dies hört auf, sobald die Bäume, welche zuletzt 16 Fuß Höhe erreichen und eigentlich nur als Stamm gezogener Strauch gelten können, den Boden beschatten. Das Schafen wird jährlich 3 bis 4 mal wiederholt werden, wie denn überhaupt von sorgfältiger Bearbeitung das Geheide abhängt; sie können dann im Alter von 30 Jahren erreichen. Von normal verlaufener Blüte, welche in den Monaten September, Oktober 3 bis 4 mal in Zwischenräumen von 3 Wochen sich wiederholt, hängt der Ausfall der Ernte ab, je nachdem sie durch Regen oder Dirre beeinflusst wird. Von Juni bis August findet die Ernte der Beeren durch Einzelplücklinge statt; danach werden sie gewaschen, auf Stein- oder Cementmahlen an der Sonne getrocknet, auf einer Mühle von den Pflänen befreit und endlich die Bohnen durch Siebe nach der Größe sortirt. Wo Stolonium zur Verfügung stehen, werden misfarbige Bohnen noch besonders bezaugelt. Zu allen diesen Prozeduren gehören maösinelle Einrichtungen, über die nur Großplantagure verfügen können. Die kleineren Besizer oder die zurückgekommenen Jacarobos pflügen die Kaffeebereen auf Hausen zu schütten, so daß eine Gährung eintritt, durch deren Hilfe die Schalen leicht zu entfernen sind. Das Trocknen an der Sonne und Abworseln der Spreu

auch dem Laien verständlichen Darstellung zugleich für den Nichtmilitär eine ebenso anregende wie spannende Lektüre, welche den Leser den wohlverdienten Verlauf des Feldzugs fortgesetzt mit Interesse verfolgen läßt.

Von der „Deutschen Rundschau“ liegen uns die beiden neuesten Halbmonatshäfte (April) vor. Dieelben werden vielbeachtet mit einem neuen, im modernen Leben stehenden Mann von Olin Schubin: „Gloria victis“ eröffnet, welcher sicher in den weitesten Kreisen daselbst tiefe Interesse erwecken wird wie die hingängige Werke des Autors. — Von den übrigen Beiträgen der Hefte haben wir den Jubiläums-Ausflug von Philipp Spitta: „Sündel, Bach und Schütz“ hervor; weiter den aus der Feder eines Mitgliebes des englischen Unterhauses kommenden Artikel: Die Romanenzeit in England. In dem diesmaligen Abchnitt seiner lo überaus heilrätig angekommenen „Bilder aus dem Berliner Leben“ führt uns Julius Rosenberg nach dem Norden Berlins. Die Serie der Gühfeldt'schen farbenreichen Berichte über eine Reiten in den Andes von Chile und Argentinien hat ihren Abschluß erlangt, und zwar einen durchaus würdigen, da uns diesmal der fähige Reisende seine gedruckte Beschreibung des selbst bei dem Reiten der Gunguonzen, „unheimlich-nächtlichen“ Atacagua beibringt. Sehr willkommen wird den Lesern eine neue Novelle von Salvatore Farina: „Korporal Silberstein“, welche ganz Hoffmann muthersaft in das Deutsche übertragen, sein. Einer interessanten Mittheilung von S. Küffer über das älteste

Manuskript von S. Reine's „Monatlicher Schule“ schließt sich die „Politische Rundschau“ und „Literarische Rundschau“ an. Literarische und bibliographische Notizen beenden die Hefte.

* Wir haben schon beim Erscheinen der ersten Lieferungen der „Gehrit- und Winterblumen“ des Freitag-Tempsthal'schen Verlages auf die vortheilhafte Ausstattung aufmerksam gemacht, welche dieses Unternehmen vor anderen ähnlichen auszeichnet, und sind uns sehr Lieferungen zugegangen, womit das Werk bis zu 2/3 seines Gesamtumfanges gegeben ist und wir nehmen diesen Anlaß sehr wahr, nochmals die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses Blumenalbum zu lenken. Jeder einzelnen Lieferung sind außer dem beschreibenden, mit zahlreichen Dolmetschen versehenen Text einige Farbendrucktafeln beigegeben, die man geradezu als Kunstwerke im Farbendruck bezeichnen muß, denn selten ist wohl die Natur in so tauschender Weise kopirt worden wie hier. Jedem Lieferband unserer einheimischen Blumen — denn nur mit dieser befaßt sich das Unternehmen — ist die Anschaffung sowohl dieser Schilderungen als auch der früher erschienenen Frühlingsblumen und „Sommerblumen“ nur zu empfehlen, umhonor als der Preis ein sehr billiger genannt werden darf — jedes der 3 Werke umfaßt 15 Lieferungen a 1 Blatt



mit der Handhauel beendet dann die Berrichtung, aus der allerdings diejenige geringe Waare hervorgeht, welche den Brauillasse zum Theil so in Verzug gebracht hat. Neuerdings vereinigen sich deutsche Kleinbäuer zur Errichtung einer gemeinschaftlichen Mühle, oder ein Großbäuer übernimmt das Schalen und Sieben für seine Nachbarn gegen Lohn. Man rechnet als Durchschnittsernte für einen tragfähigen Baum je den Alters 2 bis 3 Fmd, auf einen Hektar Brasilianland incl. der noch nicht tragfähigen Büme 12 bis 14 Ctr., und da die Arbeit von 30 Fmd jeft 4 1/2 Mitrreis franco Station kostet, so stellt sich der Geldbetrag je nach dem Geldkurs auf 350 bis 400 M. pro Hektar. Dabei findet der fleißige Bauer auch jezt noch seine Nahrung, während die brasilianischen Großbäuer, trotz der Schlaenarbeit, nicht mehr auskommen bekauften. Daran mag die überall sichtbare Trägheit und Nachlässigkeit die Hauptschuld tragen. So z. B. denken wenige daran, durch künstliche Nachhilfe ihre Plantagen erträglich zu machen, sie treiben einfach Kaubbau, erschöpfen den Boden, bis die Wärme abfliehet, und fören, sobald das brauchbare Land abgebaut ist, überhaupt auf. Nur in wenigen Plantagen wird Dünger angewendet, trotzdem er in dem Stroh der Zwischenernte, vor allem aber in der Kaffeepflanzung zu haben ist. Namentlich ist die Spreu, d. h. die Hüllen der Kaffebohne, flotteserzeugend. Auf einigen den Deutschen gehörenden Feldern habe ich die Wirkung gesehen; Wärme, die 4 Monate zuvor reichlich damit umhütet waren, strahlten im Glanz der Blätter und im Fruchtansatz gegenüber den nichtgehüteten. Selbst die Winde der Spreu, die so leicht aufzutreiben wäre, giebt einen wenn auch geringen Ersatz der entzogenen Bodenkraft.

Die Nichtrentabilität liegt noch an mancherlei anderen Dingen. So stellt sich heraus, daß die Arbeit der Sklaven wegen deren geringerer Leistungen theurer ist als freie Accordarbeit; der Haushalt der Brasilianer ist trotz der Mangelhaftigkeit der inneren Einrichtung kostspielig, denn der Brasilianer liebt es, den größeren Theil des Jahres in der Hauptstadt zu verbringen, und dort verweilt er, besonders aber die Damen mit Pug und Juwelen in ungläublicher Weise; endlich haben viele Pflanzer sich an Kaffeepesulationen mit Mißerfolg betheiliget.

Der Durchschnittspreis von Brauillasse war in Hamburg 1880: 62, 1882: 40, 1884: 46. Es ist dieselbe Bewegung, welche der Zukerpreis durchgemacht hat, nur hat Kaffe ein Jahr früher damit angefangen.

Reiche staatliche Unterstützung, Zinsgarantie und Vantortschüsse vermögen den durch alle die obigen Umstände herbeigeführten Verfall nicht aufzuhalten und augenblicklich liegt die Sache so, daß ein Theil der Großplantagen und der Centraltablissements — für Zuker sowohl als für Kaffe — sich im Besitz der Banken befindet, oder berat verksuldet ist, daß nur besonders Steigen sie vor dem öffentlichen Verkauf bewahren kann.

Die Zukerproduktion ist in einigen Theilen der Provinz, bei Ita, im Thale des Parahyba u. von Bedeutung, beschränkt ist indeß wesentlich auf Deckung des einheimischen Bedarfs; in landwirthschaftlicher und technischer Beziehung befindet sie sich noch nicht auf demselben Niveau, wie die argentinische; da ich über letztere in der „Deutschen Kolonialzeitung“ berichtet habe, so unterlasse ich hier näher darauf einzugehen. Ich bemerke nur, daß für die Arbeit in den Roftriefeln und in den Fabriken Weise nicht flüchtig verwendet werden können.

Aber auch im engeren Sinne findet bei den Brasilianern nur als Nebenbetrieb insondeit statt, als der Bedarf ihrer Sklaven zum Lebensunterhalt erfordert, während der deutsche Fabrikbetrieb überflüssig daraus erzielt. In neuerer Zeit werden, ehe der Wald abgebrannt wird, die besseren Hölzer auf Schneidmühlen zur Ausfuhr hergestellt. Holz- und Maisvermehrten eröffnen ebenfalls.

Daß nach dem bisher Gesagten für intelligente und kräftige Kapitalisten im Erwerb mittlerer Kaffeplantagen oder von Land zum Kaffebau eine gute Chance vorhanden ist, darf ich aus dem Vorwärtkommen der bereits ansässigen deutschen Kaffebauern entnehmen, die selbst bei den niedrigsten Preisen des Jahres 1882 erkräftigt haben. Für das Nennende größerer Erwerbungen ist aber die Lösung der Arbeiter-, und was damit zusammenhängt, der Einwanderungsfrage, Vorbedingung. Ehe

ich darauf eingehe, möchte ich auf die bisherigen Arbeiterverhältnisse in den kaffeebauenden Distrikten einen Blick werfen.

Bis in die fünfziger Jahre arbeiteten in den Plantagen nur Sklaven; als diese nicht mehr ausreichten, suchten die Besizer Einwanderer als freie Arbeiter heranzuziehen, von Portugal, den Azoren und Kanarischen Inseln, ferner aus Deutschland. Für letzteres interessirte sich namentlich der Senator Vergueiro, der in Deutschland erzogen war, sogar einige Jahre als Lieutenant in einem preussischen Infanterie-Regiment gedient hatte. Er ist für Sao Paulo der Erfinder des Parcerie, des Halbpaachtstystems (nicht zu verwechseln mit dem nordamerikanischen Metaherthstem) und hat es wohl auch nach seiner Art, d. h. er ist ein echter Brasilianer geblieben und hat den Sklavenbaron nie ganz abzustreifen vermocht, — ehrlich durchzuführen gesucht; die Mehrzahl der Plantageure hat es aber in abscheulicher Weise gemißbraucht. Den Halbpaachtmietzmännern wurden Wohnungen eingeräumt, sie übernahmen die Verpflichtung, eine bestimmte Fläche zu bearbeiten, und erhielten dafür die Hälfte (oder auch weniger) der Kaffeernte, die sie an den Herrn verkaufen mußten; für ihren Nahrungsbedarf durften sie von der überbleibenden Fläche die jüngeren Pflanzungen mit Zwischenfrucht bebauen. Von dem Barerren hatten sie die ihnen gemachten Vortheile für Heile und erste Einrichtung zu erstatten. Abgesehen davon, daß bei Mißernten die Leute ohne Erntemittel waren, und daß den Vortheilen eine Zinslast von 10 Proz. jährlich zuwuchs, waren so die Bedingungen ganz annehmbar — nicht aber in der Hand brasilianischer Mietsherrn. — Das jeztige Dienstvermiethungsgesetz vom Jahre 1881, das auch die Parcerieverträge begreift, soll gegenüber den alten Zuständen einen großen Fortschritt zeigen, und dennoch enthält es unglücklich harte Bedingungen; dem Mietsherrn giebt es sehr wenig, dem Dienstherrn sehr viele Rechte; bei einfachen Kontraktverträgen kann sogar Unterzuchungshaft angeordnet werden: die bekannte Zuneigung des brasilianischen Richters und Polizeibeamteten für die besser situierte Partei kommt hinzu — jezt ist jezt noch ist also der Mietsherr dem brasilianischen Herrn gegenüber sehr im Nachtheil, während er früher ganz rechtlos war und der Vertrag nichts anderes bedeutete als Sklaverei auf Zeit.

Herr Vergueiro und einige andere sind, wie erwähnt, von Rechtsverletzungen und Exzessen freizusprechen, aber das Gros der Plantageure hat derzeit gestündigt, daß die preussische Verordnung von 1859 bezüglich Sao Paulos und der nördlichen Provinzen vollständig gerechtfertigt war. Für die Facenderos trug der Mißbrauch insofern schlimme Früchte, als Gegenseitige hervorgezogen wurden und daß seitdem selten noch Deutsche in einen solchen Vertrag eingetreten sind. Allmählig haben sich die Parceriesklaven — anders kann man sie nicht bezeichnen — per fas oder nefas losgemacht, sind gestorben, verstorben, oder sie und ihre Nachkommen leben, wie ich schon erwähnt, als Handarbeiter und Handwerker in den Landstädten; einige wenige haben Land erworben und befinden sich in guten Verhältnissen. Nun wurde es auf andere Weise versucht. In die Wohnungen der Parcerieleute legte man die trotz aller Abmahnungen zuwandernden Deutschen, besonders aber Norditaliener, und gab ihnen das Pflanz-, Besäen-, Erntemittel in Accord, aber auch so hielten es die Deutschen bei brasilianischen Herren nicht lange aus. Selbst bei Vergueiro standen die meisten Wohnungen leer. Ich kann hier bei dieser Gelegenheit das Zeugniß nicht versagen, daß er um das Wohlbefinden der Leute bemüht war, die Wohnung war gut, besser als die der Handarbeiter in unsern östlichen Provinzen, für Schule und Arzt wurde einigermaßen gesorgt u. s. w.; die Sklaven arbeiteten in wüthiger Trennung auf besonderen Feldern — aber die Schutzlosigkeit in rechtlicher Beziehung bleibt doch — der Mensch kann eben nicht zweierlei sein: Herr von Sklaven und von freien Arbeitern. Man schoß natürlich die Schuld auf die Deutschen, die auch Herr Vergueiro haßt; ihre Gemüthsart, sie wollen gut essen und lange Wirttaggen halten, was für sie in dem warmen Klima doch notwendig ist, sie seien streitsüchtig und unflüchtig — nun, es sind ja nicht immer die besten Brüder, die hinübergelien, aber daß sie es besser haben wollen, als zu Hause, kann man ihnen nicht verdenken. Zur Ehrenrettung unserer Landsleute füge ich hinzu, daß die deutschen Plantagenbesizer dieselbe Einrichtung haben und ferner haben werden, und daß beide Theile jezt gut dabei stehen. Ich fand

auf verschiedenen Facendas 10 bis 12 Wohnhäuser für solche Accordarbeiter; die Leute verdienen reichlich, insofern in der Plantage als, wenn es darin nichts zu thun gab, in der sonstigen Landwirtschaft und im Walde. Nach einigen Jahren haben sie so viel erkräftigt, sich jezt selbst Land kaufen zu können. Zufällig habe ich einige solchen freiwirtschaftlichen Abrechnung mit zwei Arbeiterfamilien beigegeben; jede hatte im letzten Jahre 900 Mitrreis = 16—1800 M. baar erkräftigt, die ihnen der Herr auszahlte und dann andere engagierte. Es hat die Unterzucht für Neuwanderer den großen Vortheil, daß sie arbeiten und verdienen in Sprache, sonstige Verhältnisse und besonders in die ihnen unbekanntem Arbeitskulturen sich eingewöhnen und dann später um so sicherer auf eigenen Füßen stehen.

Die Brasilianer versuchen es nun auf eine dritte Art: sie geben Haus und Plantagenland als Eigenthum; der Käufer verpflichtet sich, seine Kaffeernte an den Vorbesizer zu verkaufen, auch noch eine Anzahl Kaffeebäume derselben gegen Accordlohn zu kultiviren; Besiztitel erhält der Käufer aber erst, wenn die Kaufsumme und sonstige Vortheile — immer mit dem üblichen Zuschlag von 10 Proz. Zinsen jährlich — abgezahlt sind. Auch in diesem Verhältnis bleibt der Kolonist von dem größeren oder geringeren Verschiffen des Herrn abhängig. Ich bemerke, daß dieser Versuch, die Arbeiterfrage zu lösen, Erfolg haben wird. Wenn nicht, so werden die Brasilianer, abgesehen von ihren finanziellen Verlegenheiten, bald der letzten Möglichkeit, die Plantagen zu halten, herabzu sein, denn die Emigration der Sklaven liebt bevor. Nicht die allmähliche, wie sie das Gesetz vom Jahre 1872 anbahnt, welche die Institution noch bis in das nächste Jahrhundert hinein erhalten haben würde, sondern die sofortige. Eine gewisse Klasse von Negitoren in den Städten zwingt, nicht aus Humanismus, sondern zu politischen Zwecken, die Sklavenhalter zur Freieigung ihrer Sklaven, theils für umsonst, theils für geringfügige Kaufsummen, in den meisten Fällen unter Fortdauer einer Dienstverpflichtung der Sklaven als freie Arbeiter auf 3 bis 5 Jahre. In den Provinzen Ceara und Rio Grande do Sul ist die Bewegung durchgeführt; in den anderen Provinzen ist sie im Gange. Nach Ablauf dieser Zeit wird, wenn nicht sehr harter Zugzug aus den romanischen Staaten Europas kommt, die Produktion von Kaffe und Zucker in verdoppeltem Schritt abnehmen. Nur die deutschen Plantageure fürchten sich nicht davor, weil sie glauben, daß die freigeordneten Neger bei ihnen lieber arbeiten werden als bei den früheren Herrn.

Es liegt mir augenblicklich nicht ob, zu erörtern, ob die Ausdehnung der Auswanderungshindernisse von 1859 auf die

fürstlichen Provinzen Santa Katharina und Rio Grande do Sul nothwendig oder auch nur möglich war — ich persönlich bin entgegengelegter Ansicht — ich wiederhole aber, daß der v. d. Hepp'sche Erlaß, wie er bräuen genannt wird, bezüglich Sao Paulos und der nördlichen zucker- und kaffeebauenden Provinzen um so mehr gerechtfertigt war, als Preußen damals diese Mittel in Händen hatte, seine Auswanderer in irgendwelcher Beziehung zu schicken; heute liegt die Sache wesentlich anders, obgleich der Versuch, unsere Landsleute drüben zu mißbrauchen, noch ebenso vorgesetzt werden kann. Das geschieht und wird geschehen überall, wohin jezt unsere Auswanderer ziehen, sogar in Nordamerika, wo doch Recht und Gütte auf einer höheren Stufe stehen. Ich habe vor 2 Jahren — gestatten Sie mir dies hier einzuführen — selbst gesehen und gehört, daß in New-York Farmer aus den Distrikten jezt nach Anknst eines Dampfes in Caffee-Gärten einwandten, die Einwanderer mußten und die nach Aussehen und Körperbeschaffenheit tauglichsten engagirten, unter Anbietung eines Lohnes von 40—50 M. pro Monat nebst Kost, das dem Einwanderer in Rückblick auf die heimischen Löhne verführerisch erschien. Gut mit Kleidungsstücken versehen, denn andere nimmt der Farmer nicht, und froh, sofort so schöne Unterzucht zu finden, gehen die Leute auf das Land; im Herbst aber werden sie entlassen, denn über Winter braucht der Farmer keine Arbeiter, und die Armen, deren laoses Leben kaum zur Verfristung der Augenblickebehörden ausgerichtet hat, wandern abgeriffen an Kleibern und Ständen arbeitstüchtig und bettelnd von Ort zu Ort, froh wenn sie in Begagnen oder Fabriken schlecht bezahlte und ungewohnte Arbeit finden. Das geschieht unter den Augen des so anerkennenswerthen deutschen Hilfsvereins, ohne daß es hindern kann. — Mißbräuchen wird also nirgends ganz vorgebeugt werden können. Es könnte das Verbot für Sao Paulo in der Weise modifizirt werden, daß solche Auswanderungskontrakte gestiftet würden, die unter amtlicher Kontrolle hier abgeschlossen sind und für deren Erfüllung hier domicilirte deutsche Kolonialgesellschaften verantwortlich bleiben; dazu würde ferner gehören die Anstellung eines Veruzsionals nebst Consulargagenten in Sao Paulo. Unter solchen und ähnlichen Vorbedingungen könnte auch die berichtigte Provinz Sao Paulo, deren Klima den Deutschen noch zuträglich ist, und wo die Arbeit in den Kaffeplantagen sowohl als beim sonstigen Ackerbau fast leichter ist als in den Südprouvinzen, dazu dienen, einen Theil unserer überflüssigen Bevölkerung aufzunehmen, dem deutschen Kapital eine jezt einträgliche Verwendung zu schaffen und die deutschen Handelsbeziehungen dorthin — Export wie Import — zu erweitern.

Aus dem Waldleben.

Der Hülskaufher Fischer.

Weit weniger annehmend sah es gegenüber in der Wohnung des Hülskaufher Fischers aus. Kein Schimmer von Licht erhelle die Fenster, kein Wölchigen Rauch entstieg der Esse. Die Hausfrau war von innen verriegelt.

„Klara!“ rief der Frerende, „Klara mache auf!“
„Doch nichts eilte sich, keine Antwort erfolgte auf seinen Ruf.“

„Klara!“ rief er lauter und wachte heftiger, „hast Du denn einen Todenschlaf? Schnell mache auf! ich habe keine Augenblicke Zeit!“

Endlich durchschloßte ein auffames Streichhölzchen den Raum, die Frau zog den Nachtrriegel zurück und der Gatte trat ein.

„Hui! wie kalt ist es hier! Kommet Du denn nicht ein wenig Feuer im Ofen erhalten, wenn ich so hat heimkehre?“
„Du wirst wohl dort nicht gefroren haben, wo Du so lange gefressen hast!“ sagte Klara im Tone des Vorwurfs.

„Sicher denkst Du, ich sei im Wirtshaus gewesen!“ gab Fischer beleidigt zurück, „aber damit ist es nichts. Ich war im Dienst — auf Nachtpatrouille.“

„In diesem leideten Sommerode?“ Du wirst Dich erwälter haben, kannst frant werden!“ sprach Klara hastig in erwachter Begegnung. „Warte ich werde gleich Feuer amachen!“

„Nichts Begehrmachten! ich habe Eile, muß sogleich wieder

fort. Gieb mir einen kleinen Cognac! Wo ist mein alter Uniformrod? mein Halsstud? warme Strümpfe? Spure Dich! schnell, schnell!“

„Mein Gott, was hast Du denn so eilig, Herrmann?“ rief erschreckt die Frau. Dabei sprachen sie so laut, daß das Kind darüber erwachte und zu schreien begann.

„Ich will es Dir nur sagen, damit Du Dich beruhigst und keinen Karm und Heulerei machst!“ flüsterete er nun halblaut. „Aber sprich gegen niemand davon! hörst Du, gegen niemand! sonst!“ — und ein drohender Blick begleitete dieses „sonst!“
„Ich sagte Dir doch, Klara, daß dort hinter dem Döberberge ein starker Rebbock aus Müller Erhardts Walde herüberweidete. Siehst Du, den habe ich gestern abend umgehirt!“
„Gestern abend? und deshalb kommst Du erst jezt nach Hause?“ und wieder ließ sich aus Klaras Munde der Zweifel an der Wahrheit herausfahren.

„Es scheint Dir nicht einzufluchen, aber Du irrst, es hieß diesmal nur, mit Gefährd zu manövriren, sonst hätte ich den Rebbock eingehirt und Gewatter Rote braucht ihn. Ich möchte ganz sicher zu sein, denn gewisse Leute hätten dem Friedrich nach Bachmanns gehen, begehet, und so glaubte ich ihn dort — und nun führst ihn der Teufel doch zurück und mir gerade entgegen. Vermuthlich! daß mir die Regierung gerade den über den Hals geschickt hat! — ich traue dem Burschen nicht! — Nun müßte ich ihm ein X für ein U machen, sonst wäre er im Stande gewesen, mich mit dem Döberföhrer anzugeigen, denn er

• 1885, 5. Heft, „Die Zukerfabrikation in Zunkman.“